

dern nur Briefe von Löhe selbst, so daß der Dialogcharakter der sich in der Korrespondenz dokumentierenden Beziehungen nicht zur Geltung kommt. Aber auch die erhaltenen Briefe Löhes sind nicht vollzählig wiedergegeben, was darin begründet ist, daß notwendigerweise umfangreichere Recherchen ausgeblieben sind. So werden auch in Zukunft unbekannt gebliebene Briefe Löhes auftauchen (vgl. bereits Rudolf Keller: Wilhelm Löhe und Carl Eichhorn. Ein unbekannter Brief aus dem Jahr 1851. ZbKG 58 (1989) 199–208). In anderen Fällen werden in ihrem Quellenwert bessere Textfassungen auftauchen als die in der vorliegenden Ausgabe verwendeten (vgl. Ernst Koch: „Alles Paramentenwesen hat seinen Mittelpunkt im Sakrament“. ZbKG 52 (1983) 131–134). Was der lakonische Hinweis „lateinischer Brief“ ohne weitere Text- oder Inhaltsangabe (so z. B. I, 260) besagen soll, bleibt unklar. – Ebenso gravierend sind die Mängel im Grundsätzlichen sowie in Auswahl und Präsentation der Tagebuch-Texte (vgl. I, 9–11). Gerade hier hätte die editorische Arbeit weite Zusammenhänge aufdecken können.

4. Auch außerhalb der Gesammelten Werke sind bereits Briefe Löhes veröffentlicht worden, ohne daß der Herausgeber dies bei entsprechenden Texten (oder auch – was einen Rückschritt bedeutet – nur bei Inhaltsangaben) vermerkt. Eine vorläufige Liste solcher Editionen hat R. Keller für Bd.I bereits zusammengestellt (Wilhelm Löhe im Spiegel seiner Briefe. Zum Abschluß der Ausgabe von Löhes Gesammelten Werken. ZbKG 56 (1987) (261–283) 279 f. Anm. 98). Nur gelegentlich findet sich ein Hinweis auf in anderen Bänden der Ausgabe bereits veröffentlichte Texte (so z. B. I, 754 und II, 103).

5. Empfindlich beeinträchtigt ist die Erschließung von Löhes Biographie und Werk anhand der vorliegenden Edition durch den Ausfall jeden Sachkommentars. An den wenigen Stellen, zu denen ein Kommentar gegeben ist, beschränkt er sich auf grammatische, lexikalische oder die Gestalt des Quellentextes erwägende Bemerkungen (so z. B. I, 660, II, 555, 556, 573, 585).

6. Am einschneidendsten macht sich das Fehlen eines Registers bemerkbar. Der Herausgeber erklärt es durch den (ihm zur Verfügung stehenden) zeitlichen Rahmen, hält es aber „für unerlässlich nötig, wenn das Werk auswertbar sein soll“ (I, 12). Ein Register hätte – das ist einschränkend zu sagen – bei der Konzeption der vorliegenden Bände freilich auch nur einen Teil des unkommentierten Textbestandes erschließen helfen können – ein weiteres Zeichen dafür, wieviel an Löhes Korrespondenz noch zu tun bleiben wird.

So mischt sich in den Dank für den Abschluß eines umfangreichen editorischen Unternehmens dann auch die Gewißheit, daß die vorliegende Ausgabe der Briefe Löhes nur eine Zwischenstation zu einer noch zu erstellenden wirklichen Gesamtausgabe seiner Korrespondenz bilden kann, die auf kritische Anfragen Antwort zu geben und mittels eines historischen Apparats das Lebenswerk Löhes zu erschließen imstande sein wird.

Leipzig

Ernst Koch

Jürgen Müller-Späth: Die Anfänge des CVJM in Rheinland und Westfalen. Ein Beitrag zur Sozial- und Kirchengeschichte im 19. Jahrhundert. (= Schriftenreihe des Vereins für Rheinische Kirchengeschichte 90), Köln (Rheinland-Verlag) 1988, 394 S., brosch.

Das gewichtige und materialreiche Werk – die für den Druck überarbeitete Fassung einer von Karl-Hermann Beek betreuten Wuppertaler Dissertation – ist mehreren Zielsetzungen verpflichtet. In einem einleitenden Kapitel unternimmt der Verfasser eine theoretische „Verortung“ seiner Arbeit und seines wissenschaftlichen Ansatzes im Beziehungsgeflecht unterschiedlicher historischer Teildisziplinen wie der Kirchen-, Sozial-, Mentalitäts- und Regionalgeschichte sowie der historischen Volkskunde und der Anthropologie. Es geht ihm darum, unter Einbeziehung wissenschaftlicher Ergebnisse, hermeneutischer Verfahren und spezifischer Fragestellungen aus den genannten Disziplinen einen mentalitätsgeschichtlichen Ansatz zu entwickeln, den er dann regional – auf das Wuppertal, also ein Grenzgebiet zwischen dem Rheinland und Westfalen – begrenzen und akzentuieren möchte. Diese theoretische Erörterung geschieht auf

der Grundlage einer breiten Kenntnis der einschlägigen wissenschaftlichen Diskussion, wenn auch manchmal in der Negation zu anderen Positionen deutlicher als in der Darstellung des eigenen Ansatzes.

Danach geht es, dem Titel entsprechend, um die Entstehung und Entwicklung der evangelischen Jünglingsvereinsbewegung in den genannten Gebieten bis in die Reichsgründerzeit. Hierbei hat der Verfasser eine Fülle wichtiger und interessanter Details aus vielen unterschiedlichen Archiven – das Verzeichnis weist insgesamt 21 besuchte Archive auf – zutage gefördert, so daß ihm eine dichte Rekonstruktion des Entwicklungsganges der evangelischen Jünglingsvereinsbewegung gelingt. Er beginnt mit der Darstellung und Untersuchung der religiösen Einflußgruppen im Wuppertal um 1800, als ein neu erweckter Missionsgeist sowohl an die bisherige Frömmigkeit pietistischer Konventikel des Tales anknüpfte als auch sie dadurch überwand, daß er sich am Bau des Reiches Gottes aktiv und voller Tatendrang beteiligte, also den Quietismus ablegte. Der Einfluß der zahlreichen überregionalen Verbindungen der Wuppertaler pietistischen Kreise, vor allem nach England und Basel, erfahren dabei eine angemessene Berücksichtigung. Auch die Elberfelder Kindererweckung nach den Freiheitskriegen, obgleich aus anderen, nämlich pneumatischen Quellen gespeist, wird zur breiten Kennzeichnung des religiösen Aufbruchs nach 1800 herangezogen.

Denn es ist die Auffassung des Autors, daß die spätere Jünglingsvereinsbewegung in dem Boden dieser Erweckungsbewegung wurzelt, die zwar als Missionsbewegung begann, doch allmählich ihre Ziele und Zwecke anders akzentuierte und dabei einer Veränderung der Zeitumstände im Wuppertal entsprach, in dem nach 1820 die Industrialisierung rasch Fuß faßte.

Auch der individuelle Faktor bei der Gründung und Entwicklung evangelischer Jünglingsvereine wird von Müller-Späth herausgearbeitet: dem Elberfelder Pfarrer Karl August Döring wird eine besondere Würdigung zuteil, weil der Verfasser vor allem ihn und sein seelsorgerliches Wirken für die Sammlung der Jugend in evangelischen Vereinen verantwortlich macht. Ob Döring allerdings die damaligen geistigen Bewegungen von Aufklärung, Pietismus und Romantik wirklich symbiotisch verband und ob – wie der Verfasser meint – gerade deshalb von seinem Wirken ein derart großer Einfluß ausging, wagt der Rezensent zu bezweifeln.

Zustimmende Beachtung hingegen verdient Müller-Späths schon hier begonnenes und in den folgenden Kapiteln weitergeführtes Bemühen, anhand von schriftlichen Zeugnissen, aber auch des Verhaltens von Vereinsgründern wie Vereinsmitgliedern ihre Mentalität, ihre „nicht reflektierte, geistige und seelische Grundeinstellung“ (K. H. Beeck) zu analysieren, damit gewissermaßen das „Innenleben“ der evangelischen Jünglingsvereine ans Licht zu bringen und, weitergehend, ein spezifisch evangelisch-erweckliches Mentalitätsspektrum des Wuppertals während des „Einbruchs der Moderne“ und als Reaktion auf diesen Einbruch zu erarbeiten.

Schon bei Döring stellt der Verfasser einerseits ein „Festhalten am Hergebrachten“, andererseits einen eigentümlich missionarischen Impetus fest, der auch eine neue, von Gott vorherbestimmte konfliktfreie gesellschaftliche Realität erstrebte, durchaus in Anlehnung an die gesellschaftliche Entwicklung damals, der Döring also nicht nur streng ablehnend gegenübertrat. Vor allem mittels religiöser Erfahrungen trachtete Döring, „Altes“ mit „Neuem“ in Einklang und Harmonie zu bringen. Damit weist Müller-Späth bereits bei Döring jene Mentalität nach, durch die er die Wuppertaler Erweckungs- und Vereinsbewegung insgesamt charakterisiert sieht: „Mit dem Missionsgedanken wurde zwar der aufklärerisch-moderne Fortschrittsglaube abgelehnt, aber letztlich doch strukturell übernommen und jener gegen diesen gewendet.“ (S. 61). Auf der Ebene der Mentalitätsgeschichte durchziehen die ganze Arbeit des Verfassers immer wieder treffende analytische Feststellungen, die jene merkwürdige Verschränkung von Traditionellem mit Fortschrittlichem, jene Abwehr der Moderne und Anpassung an sie, letzteres oft unbewußt und unbeabsichtigt, deutlich machen.

Auch die Gründung evangelischer Vereine und speziell der Jünglingsvereine wird von Müller-Späth auf diese Mentalität zurückgeführt und aus ihr entwickelt. In der modernen Form der freien Assoziation wurden neben traditionellen auch moderne Inhalte und Verhaltensweisen vermittelt, so daß die Vereine junge Menschen sowohl vor der neuen Welt bewahren als auch sie in diese integrieren wollten. „Selektive Aneignung“ bzw. „partielle Ablehnung“ der Moderne hat der Verfasser dies genannt (S. 330)

und akribisch in seiner chronologischen Behandlung der Vereinsgeschichte wie auch in sachthematischen Querschnitten in die Vereinsstruktur nachgewiesen. Seine Arbeit stellt somit einen wichtigen Beitrag zur Beantwortung der Frage dar, wie unsere der Tradition verhafteten Vorfahren den Einbruch der Revolution – der industriellen wie der politischen – in ihre Erfahrungswelt verarbeitet und verkraftet haben. Dieser Beitrag verdient über die spezielle Region des Wuppertals hinaus Beachtung.

*Velbert*

*Volkmar Wittmütz*

Das Kölner Priesterseminar im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift zur Feier des 250jährigen Bestehens am 29. Juni 1988. Herausgegeben von Norbert Trippen. (= Studien zur Kölner Kirchengeschichte 23) Siegburg (Verlag Franz Schmitt) 1988, 14, 366 S., Ln.

Auch die Erzdiözese Köln erhielt erst spät (1739) ein eigenes Priesterseminar. Aus Anlaß des 250jährigen Jubiläums erschien eine Festgabe, die zu einer Geschichte des Hauses wurde. Ein Großteil der Darstellung stammt aus der Feder des Herausgebers. Als Mitarbeiter konnte Norbert Trippen überdies Gisbert Knopp für die Baugeschichte, den ehemaligen Regens und späteren Weihbischof Augustinus Frotz für die Jahre zwischen 1945 und 1965 und Professor Karl Heinz Schmitt für die Zeit nach 1965 gewinnen. Drei Autoren (Hans Gasper, Karl-Heinz Minz, Franz-Josef Bode) schildern Leben und Theologie des bedeutendsten Gelehrten, der am Kölner Priesterseminar gewirkt hat, nämlich des Dogmatikers Matthias Joseph Scheeben (S. 221–333).

Ursprünglich stand das Seminar direkt neben dem Kölner Dom. Dessen Weiterbau im 19. Jahrhundert verlangte den Abriss des Hauses. Als neue Bleibe wurde das ehemalige Jesuitenkolleg in der Marzellenstraße, also in unmittelbarer Nähe zum späteren Hauptbahnhof, gewonnen. Der zunehmende Verkehr und der damit verbundene Lärm zwang zu einer anderen Lösung. 1929 konnte ein neues Seminar in Bensberg, also weit vor der Domstadt und im Grünen, eingeweiht werden. Die Folge war die räumliche Trennung vom Oberhirten und von der Kathedrale. Kardinal Frings veranlaßte deshalb nach dem Zweiten Weltkrieg die Rückverlegung nach Köln. Auf dem Gelände des ehemaligen erzbischöflichen Palais entstand ein moderner Neubau, in den 1958 die ersten Alumnen einziehen konnten.

Die Entwicklung des Seminars nachzuzeichnen, ist hier nicht der Platz. Auf einige Fakten soll indes verwiesen werden. Das starke Gewicht der sogenannten „Hermesianer“ an den Bonner Katholisch-theologischen Fakultät veranlaßte Erzbischof Johannes Geissel, um die Mitte des 19. Jahrhunderts am Kölner Priesterseminar ein Gegengewicht zu schaffen. Der Studienbetrieb wurde ausgeweitet. Vorlesungen in Dogmatik und Moraltheologie spielten fortan eine wichtige, nicht selten die „Universitätstheologie“ korrigierende Rolle. Zu den herausragenden Professoren gehörte der bereits erwähnte Matthias Joseph Scheeben, der bis zu seinem Tod am Priesterseminar lehrte.

Der sonst als weltoffen geltende Joseph Kardinal Frings hatte 1958 die Absicht, nach dem Trierer Vorbild die gesamte wissenschaftliche Ausbildung seiner Diözesantheologen in die Bischofsstadt zu ziehen. Die Realisierung dieses Planes hätte vielleicht das Ende der Bonner Katholisch-theologischen Fakultät bedeutet. Der entschiedene Widerstand von dieser Seite, aber auch die ungesicherte Finanzierung veranlaßten Frings, den Plan rasch wieder fallenzulassen.

Auch das Kölner Priesterseminar hatte nach 1968 seine „Revolte“. Die Alumnen weigerten sich, die theologischen Vorlesungen zu besuchen und einschlägige Prüfungen abzulegen. Die Ausbildung beschränkt sich seither ausschließlich auf Pastoraltheologie und die seelsorgerliche Praxis. Daß die Wiederholung der Vorlesungen in systematischer Theologie im Priesterseminar durchaus „fragwürdig“ gewesen war, wurde bereits angedeutet. Die Art und Weise aber, wie die Korrektur dann erzwungen wurde, zeigt in aller Deutlichkeit, wie hilf- und wehrlos die sogenannte „Amtskirche“ in solchen Auseinandersetzungen ist.

Ein Druckfehler: Über Prof. Dr. Josef Klein wird Seite 351, nicht aber Seite 15 berichtet.

*Tübingen*

*Rudolf Reinhardt*